

Predigt zu Mattäus 15, 21-28 am 17. Sonntag nach Trinitatis

Pfarrerinnen Meike Müller-Stach

1. Nicht zuständig

„Dafür bin ich nicht zuständig.“

Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich einmal versucht habe, ein paar Fragen bezüglich meines BAföG-Antrags zu klären. Ich hatte Unterlagen zusammengesucht, mich durch Formulare gearbeitet und mich schließlich dazu durchgerungen, anzurufen. Dann fehlte ein Nachweis. Für die nächste Frage war eine andere Stelle zuständig. Dort wusste niemand von meinem Fall. Und so erzählte ich meine Geschichte wieder von vorn.

Das ist lange her. An die einzelnen Formulare erinnere ich mich kaum noch. Aber dieses Gefühl ist geblieben: Ich habe mich endlich überwunden, um Hilfe zu bitten – und alle sagen: Das ist nicht mein Bereich.

Bei einem BAföG-Antrag ist das frustrierend. In der Geschichte, die wir eben als Evangelium gehört haben, geht es um viel mehr. Da bittet eine Mutter nicht um einen fehlenden Bescheid. Sie bittet für ihre Tochter, die schwer leidet. Und ausgerechnet Jesus begegnet ihr zunächst mit einer Antwort, die so klingt wie: Dafür bin ich nicht zuständig.

2. Eine Frau tritt vor eine Männergruppe

Schauen wir noch einmal genauer auf diese Frau. Diese Frau, die namenlos bleibt.

Die Erzählung rund um diese Frau beginnt damit, dass Jesus sich mit seinen Jüngern in die Gegend von Tyrus und Sidon zurückzieht. Das liegt außerhalb des jüdischen Kernlandes. Und Matthäus erzählt auffällig: Jesus geht aus seinem Gebiet heraus – und die Frau kommt aus ihrem Gebiet heraus. Beide verlassen das Vertraute und begegnen sich in einem Grenzraum.¹

Markus nennt sie Syrophönizierin. Matthäus nennt sie Kanaanäerin – eine Bezeichnung aus Israels alter Konfliktgeschichte. Damit macht er sie erzählerisch maximal fremd. Sie gehört nicht zum Volk Israel, nicht zum Jüngerkreis und nicht zu denen, für die Jesu Auftrag bisher gilt.²

Und nun tritt diese fremde Frau vor Jesus und seine Jünger. Eine Frau allein vor einer Gruppe von Männern. Sie spricht den Lehrer öffentlich an, ohne darauf zu warten, dass einer der Jünger ihr das Wort erteilt. Natürlich haben Frauen damals nicht grundsätzlich geschwiegen. So einfach war auch die Welt zur Zeit Jesu nicht. Aber ihre Herkunft, ihr Geschlecht und diese geschlossene Männergruppe machen deutlich, wie wenig Macht sie in dieser Situation hat.

Trotzdem ruft sie. Und sie ruft nicht nur einmal. Im griechischen Text steht eine Verbform, die ein anhaltendes Rufen beschreibt. Sie bleibt hinter ihnen und ruft weiter: „Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Die Jünger reagieren nicht auf die kranke Tochter. Sie reagieren auf die Lautstärke der Mutter: „Schick sie weg.“

Die Jünger hören dieses Rufen. Aber sie fragen nicht nach der Tochter. Sie fragen nicht, was die Frau braucht. Sie sagen zu Jesus: „Schick sie weg. Sie schreit hinter uns her.“ Das ist eine bemerkenswerte Verschiebung: Die Not der Frau wird nicht zum Thema. Ihre Lautstärke wird zum Problem.

Darin erkenne ich ein bis heute vertrautes Verfahren: Über den Ton einer Frau wird gesprochen, damit über ihre Sache nicht gesprochen werden muss. Sie gilt als aufdringlich, schwierig oder emotional. In Sitzungen, in Arztzimmern, bei Behörden und auch in der Kirche kann die Kritik an der Form sehr bequem sein. Wer sagt: „So nicht, zu emotional, zu hysterisch“, muss auf das Gesagte nicht mal antworten.

Wie gegenwärtig dieses Muster ist, zeigen auch zwei sehr unterschiedliche Beispiele: Eine Auswertung aus diesem Sommer dokumentiert, wie der amerikanische Präsident Donald Trump Journalistinnen auffällig häufig persönlich herabsetzt, wenn sie kritische Fragen stellen. Und Frauen, die öffentlich über die Gewalt durch Jeffrey Epstein gesprochen haben, werden bis heute als Lügnerinnen beschimpft, bedroht und eingeschüchtert. Mächtige Männer werden geschützt und man fragt sich hinter vorgehaltener Hand, ob es nicht auch ein wenig die Schuld der Frauen war.

Die Frau in unserer Erzählung ist laut. Und sie macht eine Szene. Gott sei Dank. Denn es geht um alles, um ihre Tochter.

3. Drei Abweisungen und eine Antwort

Doch nicht nur die Jünger weisen diese Frau ab. Das ist das Irritierende an der Geschichte. Auch Jesus tut es. Und seine Abweisung wird von Satz zu Satz härter und geschieht in drei Schritten.

Zuerst schweigt er. „Er antwortete ihr kein Wort“, erzählt Matthäus. Dann erklärt Jesus, er sei nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt. Und als die Frau noch näherkommt, vor ihm niederfällt und nur noch sagt: „Herr, hilf mir“, folgt dieser furchtbare Satz vom Brot der Kinder, das man nicht den Hunden hinwerfen soll.

An dieser Stelle hätte ich gern einen anderen Jesus. Einen, der sich sofort umdreht, die Frau ansieht und ihre Tochter heilt.

Einen, der anschließend seinen Jüngern erklärt, dass man Menschen in Not nicht warten lässt. Aber dieser Jesus steht hier nicht. Und ich möchte ihn auch nicht vorschnell in Schutz nehmen.

Manchmal wird darauf hingewiesen, dass im Griechischen eine Verkleinerungsform steht, also eher von „Hündchen“ die Rede ist. Freundlich wird der Satz dadurch nicht. Im Bild sitzen die Kinder am Tisch. Die Frau und ihre Tochter werden darunter eingeordnet. Es geht darum, wer zuerst versorgt wird – und wer warten soll.⁴

Auch die Erklärung, Jesus habe die Frau nur prüfen wollen, überzeugt mich nicht. Davon steht nichts im Text. Eine solche Deutung macht die Härte sogar noch größer:

Dann müsste die Frau Schweigen und Demütigung ertragen, nur damit sich am Ende zeigt, wie fest sie glaubt.

Jesu Antwort hat allerdings einen Hintergrund, den wir ernst nehmen müssen. Im Matthäusevangelium beginnt seine Sendung bei Israel. Auch die Jünger sollen zunächst zu den verlorenen Schafen Israels gehen. Klare Zuständigkeiten, und die Frau fällt eben nicht in seinen Zuständigkeitsbereich.

Uns begegnet hier allerdings eine sehr kluge Frau, die die Demütigung hinnimmt und sich nicht abwimmeln lässt. Sie antwortet: „Ja, Herr – und doch.“ Dieses „und doch“ ist ein kleines Wort gegen eine große Autorität. Sie nimmt das Bild auf, das Jesus ihr entgegenhält, und denkt es weiter: Auch unter dem Tisch fallen Krümel.

Die Kinder verlieren nichts dadurch. Für ihre Tochter muss niemandem das Brot weggenommen werden.

Sie argumentiert innerhalb des Bildes und zeigt Jesus, dass seine eigene Geschichte weiter reicht als seine erste Antwort. Gottes Barmherzigkeit, darauf besteht sie, kann an dieser Grenze noch nicht zu Ende sein.

4. Jesus hört auf sie

Und nun verändert sich etwas. Jesus wiederholt seine Zuständigkeitsgrenze nicht. Er verteidigt auch nicht noch einmal das Bild von den Kindern und den Hunden. Er wendet sich der Frau zu und sagt: „Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst.“ Und ihre Tochter wird geheilt.

Dieser Satz ist im Matthäusevangelium bemerkenswert. Den Jüngern hält Jesus mehrfach ihren Kleinglauben vor. Ausgerechnet der fremden Frau, die nicht dazugehört und die die Jünger am liebsten losgeworden wären, bescheinigt er: Dein Glaube ist groß.

Jesus ändert seine Meinung. Vor dem Gespräch begrenzt Jesus seinen Auftrag. Nach der Gegenrede der Frau handelt er jenseits dieser Grenze. Und am Ende des Matthäusevangeliums wird er seine Jünger zu allen Völkern senden.

Für mich zeigt sich darin Menschwerdung in einer radikalen Form. Gott begegnet uns in Jesus nicht als einer, der unberührt über jeder menschlichen Erfahrung schwebt. Jesus begegnet einem anderen Menschen.

Aber er hört, lässt sich ansprechen und verändert sich in dieser Begegnung. Ganz Mensch zu sein bedeutet dann auch: von einem Gegenüber lernen zu können.

Der Anfang der Begegnung wird dadurch nicht gut. Das Schweigen bleibt. Der verletzende Satz bleibt. Aber der Anfang muss nicht das Ende bestimmen. Jesus beginnt mit Abgrenzung und endet mit Anerkennung und Heilung.

5. Glaube mit einem Standpunkt

Der 17. Sonntag nach Trinitatis fragt danach, was Glaube ist. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“, lautet der Wochenspruch. Bei der kanaänischen Frau sieht dieser Sieg nicht groß oder triumphal aus.

Er besteht darin, dass sie Jesus trotz seines Schweigens und trotz seiner harten Worte noch immer mehr zutraut.⁷

Sie glaubt, indem sie Jesus Gott ringt. Sie hält Jesus an der Barmherzigkeit fest, die sie bei ihm erkannt hat. „Ja, Herr – und doch.“ Das ist ihr Glaube: Das kann noch nicht alles gewesen sein. Gottes Tisch muss weiter reichen. Gottes Güte kann doch nicht genau hier enden.

Und dieser Glaube hat einen Standpunkt. Die Frau weiß, wofür sie spricht: Ihre Tochter soll leben. Darum wird sie laut. Darum widerspricht sie. Sie richtet sich gegen eine Grenze, die dem Leben im Weg steht.

Diese Frau lehrt mich deshalb nicht, immer weiterzumachen und jedes Nein zu übergehen.

Sie lehrt mich, genau hinzusehen: Worum geht es? Wer wird klein gemacht? Was steht für einen Menschen auf dem Spiel? Und dann einen Standpunkt einzunehmen – auch wenn andere mich zu laut, zu unbequem oder zu anstrengend finden.

Zugleich lehrt mich Jesus in dieser Begegnung die andere Seite: groß genug zu sein, mich verändern zu lassen. Nicht am ersten Gedanken festzuhalten, nur weil er meiner war. Sondern sagen zu können: Du hattest recht. Ich habe dich nicht gesehen. Ich habe dir nicht zugehört.

Darum wünsche ich mir eine Kirche mit Menschen wie dieser Frau: Menschen, die nicht schweigen, wenn Schweigen bequemer wäre. Menschen, die für das Leben eintreten und auch Gott noch mehr Barmherzigkeit zutrauen.

Und ich wünsche mir eine Kirche, die von Jesus lernt: zuzuhören, eine Grenze zu öffnen und sich von einem Gegenüber verändern zu lassen.

Die Geschichte beginnt mit einem schweigenden Jesus und einer Frau, die nicht aufhört zu rufen. Dazwischen liegen eine harte Antwort, ein mutiges „und doch“ und eine wirkliche Veränderung. Auf dass diese Veränderung auch etwas in uns verändern mag.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen